

Dossier

Jüdische Theologie an der Universität Potsdam



Kontakt

Universität Potsdam
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam
Telefon: +49 (0)331 977-1474
E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Inhalt

Die „School of Jewish Theology“

Erstmals Jüdische Theologie an einer deutschen Universität // Hintergründe zur Eröffnung der „School of Jewish Theology“3

Über die Entstehung und Perspektiven zur „School of Jewish Theology“ // Ein Gespräch zwischen Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka und Prof. Dr. Johann Hafner.....5

Lehrende und Studierende der Jüdischen Theologie

„Gott findet man nur im Dialog mit anderen“ – Admiel Kosman ist einer der ersten Professoren an der neuen „School of Jewish Theology“14

Von Berlin in die Welt – Jasmin Bruck auf dem Weg zur Rabbinerin.....17

Gekommen, um zu bleiben – Aus Phoenix an die „School of Jewish Theology“19

Aus der Forschung zu jüdischer Religion, Geschichte und Kultur

Zimzum – Auf den Spuren einer kabbalistischen Lehre in der jüdischen und christlichen Geistesgeschichte seit 1570 // Ein Forschungsprojekt des Instituts für Jüdische Studien.....21

„...und da bin ich aufs Land geraten“ – Verbindung deutscher Landjuden aus dem Exil in die „alte Heimat“ // Ein Forschungsprojekt des Zentrums für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg.....24

Eine jüdische Bibel „im Geiste der deutschen Sprache“ – Die Tora in Übersetzung Ludwig Philippsons // Ein Forschungsprojekt des Abraham Geiger Kollegs.....27

Anhang

Geschichtlicher Abriss zur Entstehung der „School of Jewish Theology“31

Erstmals Jüdische Theologie an einer deutschen Universität

Eröffnung der „School of Jewish Theology“ am 19. November 2013 /

Beginn des Studiengangs „Jüdische Theologie“ zum Wintersemester 2013/14

Im Oktober 2013 nehmen unter dem Dach der „School of Jewish Theology“ in Potsdam zum ersten Mal Studierende an einer europäischen Universität ein Studium im Fach Jüdische Theologie auf. Damit erfüllt sich die fast 200 Jahre alte Forderung innerhalb des Judentums nach der Gleichstellung der Rabbinerausbildung mit den Theologien der anderen Religionen.

Prof. Oliver Günther, Ph.D., Präsident der Universität Potsdam, unterstreicht: „Die Eröffnung der ‚School of Jewish Theology‘ markiert einen historischen Meilenstein in der Ausbildung liberaler und konservativer Rabbiner, der in Deutschland und Europa seinesgleichen sucht.“ Unter dem Dach der Philosophischen Fakultät findet die „School of Jewish Theology“ als Institut eigener Art einen besonderen Platz. Prof. Dr. Johann Hafner, Dekan der Philosophischen Fakultät: „Auf Potsdam fällt jetzt das Licht der Geschichte, weil hier zum ersten Mal an einer staatlichen Universität die konfessionelle Befassung mit dem Judentum auf akademischem Niveau möglich wird.“

Die Kernbereiche des Studiums der Jüdischen Theologie sind: Religionsphilosophie und Religionsgeschichte, Hebräische Bibel und Exegese, Talmud und Rabbinische Literatur, Halacha sowie Liturgie und Religionspraxis. Die „School of Jewish Theology“ umfasst sechs Professuren, deren Lehre und Forschung der facettenreichen, mehr als 3.000-jährigen Geschichte des Judentums von der Antike bis zur Gegenwart verschrieben sind. Der in Europa einmalige Bachelorstudiengang vermittelt neben den grundlegenden Kenntnissen zum Judentum wesentliche akademische Fachkompetenzen und bietet zudem Einblicke in die jüdische Religionspraxis. Der Studiengang steht Interessierten unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit offen. Jüdische Studierende können mit einer parallelen Ausbildung am Abraham Geiger Kolleg oder dem erst 2013 eröffneten Zacharias Frankel College in Potsdam das jüdisch-geistliche Amt als Rabbiner oder Kantoren anstreben. Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka ist der Rektor des Abraham Geiger Kollegs, an dem seit 2001 in engster Verbindung mit dem Fach Jüdische Studien die Ausbildung von Rabbinerinnen und Rabbinern gesichert wird. Er erklärt: „Die Jüdische Theologie befindet sich in Nachbarschaft zu den Jüdischen Studien und den Religionswissenschaften und wird durch das Zentrum für Interreligiöse Studien darüber hinaus mit der Universität insgesamt vernetzt. Diese Verknüpfung ist auf jeden Fall einzigartig. Sie verspricht einen Mehrwert, den es bislang an keiner Universität in ganz Europa gibt.“ Dazu wa-

ren Änderungen im Hochschulgesetz Brandenburgs notwendig, die die Berufung konfessionsgebundener Professoren möglich machen. Die gefundenen rechtlichen Vereinbarungen basieren auf einem in dieser Form bislang einzigartigen öffentlich-rechtlichen Vertrag mit zwei jüdischen Strömungen: dem liberalen und dem konservativen Judentum.

Die feierliche Eröffnung der „School of Jewish Theology“ findet am 19. November um 18 Uhr an der Universität Potsdam statt. Im Auditorium maximum auf dem Campus Am Neuen Palais werden Vertreter aus Politik, Wissenschaft und Gesellschaft sowie Angehörige verschiedener jüdischer Glaubensgemeinschaften erwartet. Aktuelle Informationen und Details zur Veranstaltung finden Sie auf den Webseiten der Universität Potsdam (<http://www.uni-potsdam.de/juedtheologie/index.html>) oder <http://www.juedischetheologie-unipotsdam.de>).

Kontakt

Birgit Mangelsdorf
Universität Potsdam
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Telefon: +49 (0)331 977-1474

E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Über die Entstehung und Perspektiven der „School of Jewish Theology“

Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka, Rektor des Abraham Geiger Kollegs, und Prof. Dr. Johann Hafner, Dekan der Philosophischen Fakultät, im Gespräch

Die Gründung der „School of Jewish Theology“ (SoJT) gilt als historisch und einzigartig. Warum?

Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka: Bislang wurde nirgendwo in Europa Jüdische Theologie als Fach an einer Universität unterrichtet. Insofern schaffen wir in Potsdam ein Fach, das sich zwischen der Judaistik/den Jüdischen Studien und den anderen Universitätstheologien einen Raum schaffen wird. Dafür waren Änderungen im Hochschulgesetz Brandenburgs notwendig, um etwa die Berufung von konfessionsspezifischen Kandidaten auf die theologischen Lehrstühle zu ermöglichen. Wenn man die Universitäten in ganz Europa durchgeht, findet man zwar das eine oder andere vom dem, was dieses Fach ausmacht, an einer Universität. Aber mit ihrer Abdeckung aller Bereiche – exegetisch, hermeneutisch, philosophisch, geschichtlich, praktisch – ist die SoJT einzigartig.

Prof. Dr. Johann Hafner: ... und damit findet auch eine Gleichstellung der Jüdischen Theologie mit den Theologien anderer Religionen statt. Auslöser war das Papier des Wissenschaftsrats vor drei Jahren. Es empfahl, Professuren für Islamische Theologie an deutschen Universitäten einzurichten. Im Zuge dessen ist es dann möglich geworden, auch die historische Forderung des deutschen Judentums nach einer Jüdischen Theologie zu erfüllen. Auf Potsdam fällt jetzt das Licht der Geschichte, weil hier zum ersten Mal an einer staatlichen Universität die konfessionelle Befassung mit dem Judentum auf akademischem Niveau ermöglicht wird.

Homolka: Außerdem befindet sich die Jüdische Theologie in Nachbarschaft zu den Jüdischen Studien und den Religionswissenschaften und wird durch das geplante Zentrum für Interreligiöse Studien darüber hinaus mit der Universität insgesamt vernetzt. Ganz unabhängig von der Frage, ob es die Jüdische Theologie verdient hat, an einer Universität vertreten zu sein, verspricht diese Verknüpfung einen Mehrwert, den es bislang an keiner Universität gibt.

Welchen Weg – und welche Hürden – hat die Jüdische Theologie in den vergangenen Jahren genommen?

Hafner: Es gibt eine jüngere und eine ältere Geschichte. Zuletzt haben die Empfehlungen des Wissenschaftsrats und die Reaktionen der universitären Öffentlichkeit dem Anliegen reichlich Rückenwind gebracht. Aber in Potsdam besteht die Anbindung des Abraham Geiger Kollegs

(AGK) an die Universität als An-Institut schon länger. Es wurde nicht irgendwo ein Rabbiner-Seminar auf die grüne Wiese gesetzt und dann wurden Dozenten ein- und ausgeflogen, sondern ein Großteil der Ausbildung am AGK fand schon an der Universität Potsdam statt. Damit wurde von Beginn an ein Ausbildungsideal realisiert, das die jüdischen Reformer wie Abraham Geiger forderten – eine doppelte Ausbildung für die Rabbiner, einerseits an der Universität und gleichzeitig in einem Seminar, wo praktische Fähigkeiten geschult werden: zum Predigen, für den Gesang, für die Durchführung von Ritualen. Diese Idee war im 19. Jahrhundert allgemein und liegt protestantischen Predigerseminaren, Lehrerseminaren der Aufklärung oder katholischen Priesterseminaren gleichermaßen zugrunde.

Homolka: Die Entwicklung der Jüdischen Studien in Potsdam bildet den Nährboden, auf dem die jetzt eingerichtete Jüdische Theologie entstehen konnte. 1994 wurde der interdisziplinäre Studiengang „Jüdische Studien“ hier an der Universität Potsdam eingerichtet. 1999 wurde dann das AGK gegründet, 2001 als An-Institut der Universität angegliedert. Für uns war das besonders wichtig, weil die Ausbildung zum Rabbiner, wenn sie international anerkannt werden soll, den Abschluss mit dem Magister in Jüdischen Studien erfordert. Das AGK besaß damals einen Gaststatus und konnte trotzdem das nutzen, was sich das Kollegium Jüdische Studien erarbeitet hatte. Das lief sehr harmonisch ab. Die Entwicklung mündete 2005 erst in das Zentrum Jüdische Studien, 2007 dann in das Institut für Jüdische Studien innerhalb der Philosophischen Fakultät. Am AGK wurde 2007 das Kantorenseminar eröffnet. 2010 folgten schließlich die Empfehlungen des Wissenschaftsrats – und in deren Folge hat sich die jetzige Struktur herausgebildet, ein Institut für Jüdische Theologie mit weitreichender Autonomie. In dieser Konstellation erwarte ich eine beträchtliche internationale Strahlkraft.

Hafner: An den Jüdischen Studien sieht man sehr schön, wie sich ein Fach an der Universität zunächst etabliert und dann langsam als Institution „aushärtet“. Die Frage hierbei war, vor einem Jahr: „Soll es noch ein größeres Upgrade geben, nämlich eine Fakultät für Jüdische Theologie?“ Immerhin war dies auch die Forderung, die Abraham Geiger einst erhoben hatte. Das hat zu einer kontroversen Diskussion in der Universität geführt. Eine so kleine Fakultät – mit sechs Professuren – neben so großen wie der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät – mit über 70 Professuren – hätte zu einer argen Asymmetrie in den inneruniversitären Vertretungsorganen geführt. Deshalb haben wir uns darauf verständigt, keine Fakultät, wohl aber ein Institut eigener Art einzurichten, d.h. mit ganz speziellen, konfessionellen Sonderrechten, die das Religionsverfassungsrecht in Deutschland garantiert, wenn man für das geistliche Amt ausbildet. Das kann man als Fakultät oder auch innerhalb einer Fakultät machen –

und wir haben uns für Letzteres entschieden: ein Institut für Jüdische Theologie innerhalb der Philosophischen Fakultät.

Ist die Philosophische Fakultät der richtige Ort für solch ein Institut?

Hafner: Die Philosophische Fakultät ist der geborene Ort für die Jüdische Theologie, weil sie die Versammlung aller hermeneutisch, sprachlich, historisch und auch praktologisch arbeitenden Fächer ist. Insofern ergeben sich immer Nachbarschaften zu den anderen Instituten. Und die modernen Theologien haben diese Disziplinenvielfalt in sich selbst reproduziert: Systematik/Recht, Exegese, Geschichte, Pastoral/Liturgie. Insofern passt die Jüdische Theologie mit ihrer Disziplinenaufgliederung sehr gut in die Philosophische Fakultät.

Homolka: Dem kann ich nur zustimmen. Die Anregung, eine „Jüdische Fakultät“ einzurichten, habe ich überdies als Arbeitshypothese verstanden. Sie ging auf eine Aussage der Wissenschaftsministerin Prof. Dr.-Ing. Dr. Sabine Kunst zurück, die im November 2011 im Landtag gesagt hatte, sie könne sich eine Jüdisch-theologische Fakultät vorstellen. Um die Frage „Fakultät – ja oder nein?“ hat es im Gesprächskreis der Universität zur Vorbereitung der „School“ keine Kontroverse gegeben. Wir sind sehr zufrieden, wie das jetzt geworden ist. Wir waren bisher schon Teil der Philosophischen Fakultät, insofern ist es für uns nicht neu, uns da zurechtzufinden. Der Wissenschaftsrat hat auch nicht die Art der Organisation vorgegeben, sondern nur bestimmte Benchmarks aufgestellt, die erfüllt sein müssen. Also beispielsweise die Möglichkeit, eigene Promotions- und Habilitationsverfahren durchzuführen, damit sich das Fach aus sich selbst heraus entwickeln kann. Diese Dinge sind nun alle geregelt, bis hin zum Rederecht im Senat. Ich finde, was wir hier erarbeitet haben, ist eine hundertprozentige Umsetzung dessen, was der Wissenschaftsrat empfohlen hat. Es entspricht in weiten Teilen auch den Lösungen, die für die Islamische Theologie gewählt wurden. Wenn Abraham Geiger davon sprach, dass es eine „Jüdische Facultät“ geben sollte, dann zielte er auf Eigenständigkeit und Eigenverwaltung ab. Und die haben wir voll erreicht. Unser Modell hat zudem in der Landschaft der deutschen christlichen Theologie zwei Vorbilder, nämlich Erlangen und Hamburg. Dort wurden die theologischen Einheiten – auch mit dem Größenargument – ebenfalls in den Philosophischen Fakultäten verortet und mit der gleichen Autonomie ausgestattet wie in Potsdam, um den staatskirchenrechtlichen Erfordernissen gerecht zu werden.

Was bedeutet die Institutionalisierung der Jüdischen Theologie für das Judentum in Deutschland und darüber hinaus?

Homolka: Die SoJT ist die einzige Ausbildungsstätte für Rabbiner weltweit, die sich im Prinzip in staatlicher Trägerschaft befindet. Damit ist sie in ihrer Stabilität uneinholbar. Für das Judentum bedeutet das eine verlässliche europäische Einrichtung, an der Rabbinerinnen und Rabbiner aus der ganzen Welt studieren können. Und da wir keine Studiengebühren erheben, ist die Ausbildung kostenlos, während sie etwa in den USA zwischen 100.000 und 150.000 Euro kostet. Darüber hinaus können wir bislang praktisch jeden Studierenden mit einem Stipendium versorgen – etwa durch das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk, den Deutschen Akademischen Austauschdienst, das Auswärtige Amt oder den Zentralrat der Juden in Deutschland. Außerdem bereitet das Studium in seiner inhaltlichen Ausgestaltung präziser auf das geistliche Amt vor und deckt nun alle Fächer ab. Daraus ergibt sich, denke ich, die europaweit beste Ausbildungssituation. Ab Herbst kommt eine weitere Institution hinzu: das Zacharias Frankel College (ZFC), das die Ausbildung konservativer Rabbiner übernimmt. Das bedeutet, dass hier in Potsdam die akademische Ausbildung für zwei Bekenntnisströmungen innerhalb des Judentums gemeinsam durchgeführt wird. Den Studierenden steht es sogar frei, innerhalb des Studiums vom Abraham Geiger Kolleg zum Zacharias Frankel College zu wechseln und umgekehrt. Diese Möglichkeit, sich im Studium noch einem Findungsprozess auszusetzen, in welcher der Richtungen man das Rabbinat ausüben will, hat es so noch nie gegeben. Ein sehr spannendes Angebot, sicherlich auch für die Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft in Europa.

Hafner: ... überdies ist Preußen der richtige Ort für genau dieses Modell, weil es schon ein historisches Vorbild gibt: In der unierten Kirche war es nämlich möglich, Protestantische Theologie zu studieren und sich am Ende zu entscheiden, ob man auf das lutherische oder auf das reformierte Bekenntnis ordiniert wurde.

Homolka: Fakt ist: An der SoJT kann man zwei weltweit anerkannte Abschlüsse – für das liberale (AGK) und das konservative (ZFC) Judentum – erwerben. Das macht uns zu direkten Wettbewerbern der großen amerikanischen Rabbinerausbildungsstätten, dem „Jewish Theological Seminary“ in New York, dem „Hebrew Union College“ in Los Angeles, Cincinnati und New York und der „Ziegler School of Rabbinic Studies“ der American Jewish University in Los Angeles. Wir spielen daher nun sozusagen in der ersten Liga mit.

Hafner: Einen Meilenstein bringt die SoJT auch aus interreligiöser Perspektive: zum einen weil zum ersten Mal in Deutschland jüdische akademische Theologen herangebildet werden, zum anderen weil dadurch Professoren als Gesprächspartner zur Verfügung stehen für den gerade aufkommenden Diskurs der komparativen Theologie. Die christlichen Theologien haben entdeckt, dass es nicht reicht, nur in einer Konfession zu forschen und auszubilden. Deshalb

gibt es an vielen theologischen Fakultäten mittlerweile Professuren, die sich mit Religionspluralismus beschäftigen – und zwar aus einer theologischen Perspektive. Es geht darum, verschiedene Theologien miteinander ins Gespräch zu bringen: „Wie sind die Initiationsriten bei euch, wie sind sie bei uns?“ Oder: „Wie wird eine Gemeinde bei euch geleitet, wie bei uns?“ Für das Judentum erforschen das bislang allenfalls die Judaistik und die Jüdischen Studien kulturwissenschaftlich. In Potsdam wird es nun bald Fachleute geben, die das mit einer konfessionellen Perspektive machen und sie stehen als Gesprächspartner für diesen Dialog zur Verfügung. Außerdem dürfte es einen regen Dialog mit den anderen Fachwissenschaften der Fakultät geben, also beispielsweise mit der Professur für deutsch-jüdische Geschichte oder mit jenen Germanisten, die sich insbesondere den jüdischen Autoren widmen.

Die Bildung der SoJT – auch als konfessionsgebundene wissenschaftliche Einrichtung zur akademischen Ausbildung von Rabbinern – ist rechtliches Neuland. Wie wurde die Mitwirkung der Bekenntnisverbände sichergestellt?

Hafner: Es war für die Universität anfangs ziemlich schwierig, ihre Gesprächspartner in der jüdischen Religionsgemeinschaft zu identifizieren. Letztlich gehört es zum Selbstbestimmungsrecht der Religionsgemeinschaft zu entscheiden: „Wer spricht für uns und wie sind die verschiedenen Richtungen repräsentiert?“ Unser erster Ansprechpartner war natürlich das AGK. Und das AGK, in Person von Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka, hat den Konsens zwischen den verschiedenen jüdischen Glaubensrichtungen herbeigeführt. Dessen Ergebnis war dann die Bildung der „Ständigen Studienkommission für das jüdisch-geistliche Amt“.

Homolka: Es ist gelungen, für die Vereinbarung mit dem Land Brandenburg und der Universität Potsdam einen rechtlichen Partner, ein Gegenüber zu bilden: die „Ständige Studienkommission für das jüdisch-geistliche Amt“. Dieses neue Gremium regelt, was die Religionsgemeinschaft in ihren Mitwirkungsrechten an der SoJT gestalten kann. Da ist auch politisches und rechtliches Neuland betreten worden. Mittlerweile ergibt sich eigentlich ein sehr stimmiges Bild, das genau in die staatskirchenrechtliche Landschaft Deutschlands passt.

Wer wird Jüdische Theologie studieren und mit welchem Ziel?

Hafner: Der Bachelorstudiengang Jüdische Theologie sieht drei Schwerpunkte vor – Rabbinat, Kantorat und Jüdische Theologie. D.h. jemand, der nicht beabsichtigt, als Gemeindeleiter einer Synagoge vorzustehen, sondern sich für Jüdische Theologie insgesamt interessiert, kann sie ebenso studieren. Genauso wie man auch Katholische Theologie studieren kann, ohne

Priester werden zu wollen. Insofern steht der Studiengang allen Studierenden offen, die sich für diese Selbstexplikation des Judentums in seinen akademischen Formen interessieren.

Homolka: Es ist den Studierenden selbst überlassen, welchen Weg sie gehen. Sie können natürlich auch Jüdische Studien oder Religionswissenschaft wählen und dann trotzdem Lehrveranstaltungen in der Jüdischen Theologie besuchen. Insofern wird sich zugleich für andere Studiengänge das Angebot enorm erweitern.

Hafner: Das war auch einer der Gründe dafür, die Jüdische Theologie in der Philosophischen Fakultät zu platzieren. Wenn es verantwortbar ist, werden die benachbarten Studiengänge zu den Lehrveranstaltungen der Jüdischen Theologie Zugang haben. So können beispielsweise auch Geschichte, Religionswissenschaft oder Germanistik und das Fach Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde davon profitieren.

Homolka: Die Forschung zum Judentum ist an vielen Universitäten – und gerade dort, wo es dafür nur eine Professur gibt – entweder philologisch oder rein kulturell orientiert, oder sie betreibt Holocaust-Forschung. Ich glaube, nur in Potsdam findet man alle Facetten zusammen an einem Ort – und zusätzlich noch das Zentrum für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg. Wenn die SoJT erst einmal alle Berufungen durchgeführt haben wird, kann sie, neben der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, das breiteste Angebot für Jüdische Studien vorweisen.

Hafner: ... und die Tatsache, dass es an der Philosophischen Fakultät einer staatlichen Universität stattfindet, bringt mit sich, dass theologisches Lehren und Lernen immer unter den Bedingungen akademischer Methodik erfolgt. Das meint Lehrveranstaltungen, die sich dem Vergleich aussetzen, die zu anderen Disziplinen offen bleiben, die die Methoden anderer Kulturwissenschaften, der Geschichtswissenschaften oder der Soziologie mit aufnehmen, ohne ihre konfessionelle Herkunft zu vergessen. Die SoJT wird keine Missions- oder Predigerschule werden, die nur innerhalb der eigenen Tradition und der eigenen kanonisierten Texte arbeitet, sondern immer im Kontakt zu den anderen Fächern in der Philosophischen Fakultät. Das ist sicher auch eine Besonderheit dieser Einrichtung gegenüber einer Jeshiwa, die das talmudische Gespräch pflegt, aber ohne die Verpflichtung, Philosophen oder Kulturwissenschaftler anderer Jahrhunderte und anderer Disziplinen heranzuziehen.

Gibt es auch für die Forschung an der SoJT schon eine Perspektive?

Homolka: Schon am AGK hat es Projekte gegeben, z.B. zum Rollenverständnis von Rabbinern im Gegensatz zu Imam, Pastor und Priester. Wir haben wissenschaftliche Tagungen zu den Fragen der Verortung Jüdischer Theologie durchgeführt. Gerade jetzt haben wir ein neues

Projekt begonnen, die Revision der Bibelübersetzung von Ludwig Philippson, in gewisser Weise ein Vorgriff auf die Arbeit am neuen Lehrstuhl Hebräische Bibel und Exegese. Was die Forschung an der SoJT angeht, so hängt natürlich viel von den neuberufenen Kolleginnen oder Kollegen ab. Ich kann mir aber vorstellen, dass die Forschungsarbeit erst mal da ansetzt, wo schon im 19. Jahrhundert begonnen wurde, nämlich bei der Frage des Wissenschaftsverständnisses. Die Debatte, die damals Geiger und Zunz geführt haben über die Wissenschaft des Judentums als freien Zugang zur jüdischen Wissenschaft, dürfte abermals und weiter geführt werden. Das war das Anliegen der jüdischen Theologie: auf der einen Seite Praktiker auszubilden, auf der anderen Seite aber auch Leute sprachfähig zu machen über die lebendig gewachsene Tradition des jüdischen Glaubens. Da gibt es dann viele Anknüpfungspunkte zu den Jüdischen Studien, aber auch zu den christlichen Theologien. Es wird eine spannende Geschichte. Da entsteht ein neues Fach, das in lebhaftem Austausch stehen muss.

Hafner: In Deutschland gibt es eigentlich eine ganz klare, institutionelle Trennung zwischen den Religionswissenschaften, den Jüdischen Studien, den Orientwissenschaften – und den Theologien. Das liegt in dem historisch gewachsenen Übergewicht der Theologien begründet. Es gibt knapp 700 – katholische und evangelische – theologische Lehrstühle. Die kleine Gruppe der Religionswissenschaftler tut daher alles, um diese Grenzen aufrechtzuerhalten, damit sie ihr eigenes Gegenstandsgebiet definieren und möglichst untheologisch, möglichst nicht-konfessionell arbeiten kann. Es gibt, soweit ich weiß, kein anderes Land, wo diese Grenze so scharf gezogen ist wie in Deutschland. Woanders ist es selbstverständlich, dass an Departments for Religious Studies buddhistische, katholische oder jüdische Dozenten ihre eigene oder gar andere Religionen darstellen und neben Religionssoziologen und Religionshistorikern arbeiten. Derzeit bürgert sich der neue, all dies umfassende Begriff der „religionsbezogenen Wissenschaften“ ein. In Deutschland sind sie indes nach wie vor scharf getrennt, und Potsdam wird diesbezüglich eine gewisse Ausnahme bilden. Die Nähe von Religionswissenschaften, Jüdischen Studien und Jüdischer Theologie, die sowohl räumlich als auch durch die Studienprogramme vernetzt sein werden, ist eine für Deutschland untypische Entwicklung.

Homolka: Potsdam ist schon länger ein „Hotspot“ für jene, die sich für Religion insgesamt interessieren, eben weil die Grenzen nicht so scharf gezogen werden. Bislang gab es hier die wahrscheinlich europaweit größte Einrichtung für Jüdische Studien, wenn man die Studierendenzahl als Messlatte nimmt – und die wird eher noch zunehmen.

Peter Strohschneider, 2006 bis 2011 Vorsitzender jenes Wissenschaftsrats, dessen Empfehlungen von 2010 auch die Diskussionen über eine Jüdische Theologie befeuerten, schrieb:

„Theologie als bekenntnisgebundene Wissenschaft erzeugt ungewisses Wissen über Glaubensgewissheiten.“ Bildet die SoJT auch einen Anstoß zum Dialog über verschiedene Gewissheiten jüdischen Glaubens?

Hafner: Tatsächlich stellt akademische Theologie immer auch eine Gefahr für religiöse Identität dar. Wer erforscht, wie die eigenen Glaubenswirkungen historisch entstanden sind, wie sie durchgesetzt wurden, der kann sie nicht mehr als vom Himmel gefallene Texte behandeln, sondern er sieht dann, dass Gott, theologisch gewendet, auch durch Menschen, durch Macht-konstellationen arbeitet. Er kann nur noch eine vermittelte Perspektive auf seine eigenen Gewissheiten einnehmen. Insofern bildet ein Theologiestudium an einer Universität eine Schulung, über Glauben in der Moderne zu reden.

Homolka: Es ist ja eine ganz alte Erfahrung, dass das Theologiestudium gewissermaßen den Kinderglauben infrage stellt. Aber es muss in diesem Studium natürlich wieder etwas aufgebaut werden, d.h. das, was infrage gestellt wird, wird auch wieder mit neuen Versicherungen unterfüttert. Das ist zumindest die Vorstellung, die Abraham Geiger hatte, dessen Motto lautete: „Durch Wissen zum Glauben.“ D.h. ein reflektierter Glaube kann mit den Realitäten der Forschung leben und muss aus diesen heraus auch leben. Die wichtigen, ethischen Fragen sind im Judentum seit jeher Teil eines Prozesses, in dem die Tradition bewertet wird, sich aber auch in ihrer Veränderungsfähigkeit dadurch beweist, dass sie neue Erkenntnisse mit aufnehmen kann. Und genau das ist die Aufgabe einer solchen Einrichtung, an beiden Punkten Stellung zu beziehen und wertvolle Forschungen hinzuzufügen, wo die Antworten der Vergangenheit nicht ausreichend sind. Insofern passen wir uns gut in das Konzert der christlichen Theologien ein.

Mittelfristig ist ein Zentrum für Interreligiöse Studien geplant. Welche Aufgabe soll es haben?

Hafner: Die Idee eines solchen Zentrums, an dem sich mehrere Fakultäten beteiligen sollen, wurde im Gesprächskreis geboren. Wir hoffen, dass sich dort alle zusammenfinden, die religionsbezogen arbeiten, z.B. in der Soziologie, in der Politikwissenschaft, aber auch in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, wenn jemand kosmologische Themen, z.B. die Entstehung der Welt, auch mit vergleichendem Blick auf die Religion untersucht. Da könnte ein Gespräch entstehen, nicht nur zwischen den philologischen und religionswissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch mit soziologischen oder physikalischen. Aber das steht erst am Anfang.

Admiel Kosman, Professor für Talmud und Rabbinische Literatur an der SoJT, hat im Interview gesagt, er sehe in der „School“ die Chance, dass die ganze Gesellschaft von der Vermittlung jüdischer Werte profitiert. Wie soll das funktionieren?

Homolka: Das funktioniert ja schon an der Universität. Angehende jüdische Geistliche müssen sich hier bewähren im Umfeld ihrer Kommilitonen aus anderen Fächern. Die eigene Position muss man da nicht selten gegenüber anderen behaupten. Unser Ausbildungsziel ist, dass Rabbiner sich diesen Diskussionen und diesem Dialog stellen und nicht irgendwo nur in ihrem eigenen Saft schmoren. Ein solcher Diskurs kann dann natürlich auf die gesamte Gesellschaft ausstrahlen.

Inwiefern wird man in Potsdam spüren, dass hier die erste Jüdische Theologie an einer Universität eingerichtet wird. Wie wird das (jüdische) Leben in der Stadt belebt?

Hafner: Es gibt einige Initiativen, durch die Wissenschaftler in die Stadt hineinwirken, wie die „Potsdamer Köpfe“, die „Lange Nacht der Kirchen“ bzw. „der Wissenschaften“ oder die „Hochschulgottesdienste“. Dort werden in Zukunft vermehrt jüdische Gelehrte auftauchen.

Homolka: Schon jetzt macht das Kantorenseminar regelmäßig mit der Nikolaikirche Veranstaltungen. Wir haben zudem vor wenigen Monaten eine jüdische Hochschulgemeinde gegründet, die erste in ganz Deutschland. D.h., hier ist auch auf einmal eine Gesprächsbasis mit anderen Hochschulgemeinden entstanden, die es vorher so nicht gegeben hat. Da kann man schon noch einiges erwarten.

Kontakt

Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka
Abraham Geiger Kolleg gGmbH
Postfach 120852, 10598 Berlin

Tel.: +49 (0)30 3180591-0

E-Mail: office@geiger-edu.de

Foto: Karla Fritze/Universität Potsdam



Kontakt

Prof. Dr. Johann Hafner
Universität Potsdam
Institut für Religionswissenschaft
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977-1506, -4253 (Sekr.)

E-Mail hafner@uni-potsdam.de

Foto: Karla Fritze/Universität Potsdam



„Gott findet man nur im Dialog mit anderen“

Der Poet und Talmudgelehrte Admiel Kosman ist einer der ersten Professoren an der neuen „School of Jewish Theology“

Wenn im November 2013 das Institut für Jüdische Theologie an der Philosophischen Fakultät offiziell seine Türen öffnet, ist Admiel Kosman mit dabei. In der neuen „School of Jewish Theology“, wie das Institut auch heißt, wird er die Professur für Talmud und Rabbinische Literatur inne haben. Dass die jüdische Theologie mit dieser institutionellen Verankerung erstmals an einer deutschen Universität den anderen Theologien gleichgestellt wird, bezeichnet er als eine „gewaltige Sache. Wir stehen damit auf der Türschwelle zu etwas Großem: Das Judentum kann als Teil eines lebendigen Dialogs etwas zur Gesellschaft in Deutschland beitragen.“

Für Kosman selbst ist dieser historische Schritt „nur“ der nächste auf einem Weg, den er schon lange geht. Seit 2003, „dem Anfang des Anfangs“, wie er selbst sagt, wirkt Admiel Kosman am Abraham Geiger Kolleg und an der Universität Potsdam. Im Zentrum steht für ihn der Dialog – mit anderen Religionen, vor allem aber mit anderen Menschen: „Man trifft Gott nicht in sich selbst, sondern indem man sein Herz zu anderen öffnet“, sagt er. „Und ich versuche zu zeigen, dass diese Idee eines dialogischen Wegs schon im Talmud, in den frühen jüdischen religiösen Schriften propagiert wird.“

Zugleich lebt er diesen Weg selbst: Denn der Talmudgelehrte sieht sich durchaus auch als Wanderer zwischen den religiösen Welten, der in der Begegnung mit ihm unbekanntem Traditionen und Bekenntnissen lernt – als Wissenschaftler, aber ebenso als Gläubiger. „Hinduismus, Buddhismus, viele verschiedene Religionen haben auf meinem spirituellen Weg eine wichtige Rolle gespielt.“

Ein möglicher Ursprung dieses umfassenden Anspruchs, der Welt im Gespräch zu begegnen, dürfte sich nicht zuletzt in seiner Biografie finden. Admiel Kosman kam 1957 in Haifa zur Welt, als Sohn von Einwanderern. Die Familie seines Vaters stammte aus der deutsch-französischen Grenzregion, die seiner Mutter aus dem Irak. Auf der Flucht vor Diskriminierung und Verfolgung suchten sie in Israel eine neue Heimat. Der junge Admiel erlebte schon in seiner Familie eine nicht unkomplizierte Mischung verschiedener Lebenskulturen und religiöser Traditionen. Auseinandersetzungen und Spannungen blieben nicht aus. Doch letztlich hätten sie ihn stärker gemacht, erklärt Kosman, und seine Eltern seien noch heute ein Paar. Zudem habe ihm sein familiäres Umfeld stets Offenheit für neue und alternative Entwicklun-

gen vorgelebt – und auch entgegengebracht: Als er sich nach jahrelanger Ausbildung in einer namhaften Jeschiwa, einer jener traditionsreichen Talmudhochschulen, entschied, Grafikdesign, später Keramik zu studieren, wurde er darin von seiner Familie unterstützt. Dass er schließlich doch noch Wissenschaftler wurde, mit einem Dokortitel in Talmudstudien, passt ins Bild von Kosman als einem, der sich zwischen den Welten bewegt: „Ich konnte mich nie entscheiden, ob ich Künstler oder Gelehrter werden wollte“, sagt er selbst. Also wurde er beides.

Die Poesie ist, was Admiel Kosman seine „wilde Seite“ nennt. Bereits als Jugendlicher schrieb er Lyrik, zuerst im Geheimen, nur für sich. Ein Lehrer ermutigte ihn schließlich, damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Sein erstes Buch mit eigenen Gedichten erschien, als er 18 war. Kosmans Lyrik gilt als unkonventionell – persönlich, aber politisch, religiös, aber erotisch, transzendental, aber materiell. Für Kosman selbst ist sie vor allem eines: ein Dialog mit Gott. Er schreibt seine Gedichte auf, wie er sie „hört“. Notizblock und Stift hat er dafür immer bei sich. Dieses Zwiegespräch verbindet den Poeten und den Wissenschaftler Kosman: „Beim Dichten wie beim Forschen ist mein Ausgangspunkt kein innerer Antrieb, etwas zu schreiben, um in der literarischen oder akademischen Welt anerkannt zu werden. Vielmehr geht es mir darum, einer inneren Stimme zu folgen (man könnte es ‚Einsicht‘ nennen), die mich in beiden Gebieten dazu bringt – nur und genau das – zu schreiben, was mir zu schreiben gegeben wurde.“

Im Laufe der Jahre hat Kosman insgesamt neun Gedichtbände veröffentlicht, wurde in Israel mit zahlreichen Preisen geehrt. Sie machten ihn berühmt, und seine alsbald öffentlich hörbare Stimme erhielt in seiner Heimat Gewicht. Seit 1996 veröffentlicht er eine Kolumne in *Haaretz*, einer der wichtigsten israelischen Tageszeitungen, – bis heute. Nach seiner Promotion lehrte er an der renommierten Bar-Ilan-Universität in Tel Aviv, widmete sich als Forscher vor allem den frühen religiösen Texten aus jener Zeit, als Christentum und Judentum sich auseinanderentwickelten. Fragen der Spiritualität, die Rolle der Frau, vor allem aber das dialogische Prinzip in den frühen Glaubenstexten treiben ihn seitdem um.

Doch sein kompromissloses Plädoyer für einen offenen Dialog brachte Admiel Kosman in Israel nicht nur Sympathien. Vor allem sein Eintreten für die Anerkennung von Homosexualität wurde scharf kritisiert; als Wissenschaftler stieß er auf bis dahin nicht gekannte Widerstände. Daher war es für ihn ein Glücksfall, als Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka ihn einlud, an der Gründung des Abraham Geiger Kollegs mitzuwirken: „Hier fand ich einen Ort, an dem ich meinen Überzeugungen entsprechend leben und lehren konnte“, sagt der Talmud-Experte. „Wo auch der dialogische Weg keine Grenzen kennt.“ Seit rund 10 Jahren lehrt er sein Ver-

ständnis der jüdischen Religion und Tradition, und das nicht nur die zukünftigen Rabbiner und Kantoren des AGK, sondern auch Studierende der Ethik, der Religionswissenschaften und der Judaistik an der Potsdamer Universität.

Mit der Einrichtung des Instituts für Jüdische Theologie 2013 sieht Kosman Historisches erreicht: „150 Jahre haben Juden für diese Gleichberechtigung gekämpft – und sie nicht erhalten. Sie waren Menschen zweiter Klasse.“ Doch nun sieht er die Chance für ein inspirierendes Gesellschaftsgespräch gekommen. „Wir bilden Rabbiner ja nicht nur für die jüdischen Gemeinden aus“, sagt Kosman. „Sie können durch ihr Wirken in den Gemeinden auch der ganzen Gesellschaft ein Geschenk machen. Von den jüdischen Werten und Traditionen – etwa mit Blick auf Familie, Freundschaft, Bildung – kann auch die gesamte Gesellschaft profitieren. Und es geht dabei nicht darum zu sagen: Wir sind die Besten und lehren euch. Vielmehr geht es um das dialogische Prinzip: Im Austausch mit den anderen Religionen und Kulturen kann man das Beste von allen zusammenbringen. Denn Gott findest du nur im Dialog.“

Matthias Zimmermann

Kontakt

Prof. Dr. Admiel Kosman
Universität Potsdam
School of Jewish Theology
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977-1204
E-Mail: kosman@uni-potsdam.de

Foto: Karla Fritze/Universität Potsdam



Von Berlin in die Welt

Jasmin Bruck auf dem Weg zur Rabbinerin

„Ich will Rabbinerin werden“, sagt Jasmin Bruck. „Natürlich.“ Zweifel an ihrem Weg hat die junge Berlinerin mit dem bewegten Leben keine. Jedenfalls nicht mehr. Im mittlerweile zweiten Jahr absolviert sie die Ausbildung zum Rabbinat am Abraham Geiger Kolleg (AGK) in Berlin. Parallel dazu studiert sie an der Universität Potsdam, ab Herbst 2013 im neu geschaffenen Studiengang „Jüdische Theologie“. Dabei war die Verbindung zum jüdischen Glauben für sie noch vor fünf Jahren eigentlich eine eher persönliche – wenngleich innige. Der Weg zum jüdischen geistlichen Amt war für Jasmin Bruck nicht vorgezeichnet. Sie hat ihn sich gesucht.

Dass Jasmin Bruck Berlinerin ist, hört man. Dass sie in Tel Aviv geboren ist, nicht. 1985 zogen die Eltern mit ihrer zweijährigen Tochter nach Berlin. In gewisser Weise war dies eine Rückkehr, denn beide haben deutsche Wurzeln. 1938/39 waren die Großeltern vor der nationalsozialistischen Verfolgung aus Deutschland und Österreich nach Palästina geflohen. Fast 50 Jahre später ging die Familie den umgekehrten Weg und wählte die alte als neue Heimat. Jasmin Bruck fühlt sich aber auch in der israelischen Kultur zu Hause: „In Israel gibt es zwischen den Menschen wenig Abstand, wildfremde Menschen interessieren sich für dich, wollen dir helfen“, sagt sie. Bisher war sie stets nur einige Wochen dort, doch für nächstes Jahr, wenn das Studium einen Auslandsaufenthalt vorsieht, plant sie, für zwei Semester in das Land ihrer Geburt zu gehen.

Obwohl ihre Familie eher zum Kreis des säkularen Judentums zählt, war das jüdische Erbe im Leben von Jasmin Bruck stets präsent. So besuchte sie einen jüdischen Kindergarten und eine jüdische Grundschule. Als sie sich mit 19 Jahren für ein Jura-Studium entschied, trat ihre Verbundenheit mit dem Judentum vorerst ins Private zurück. Doch nur zwei Jahre später begann sie wieder verstärkt, ihrem Interesse nachzugehen: als Guide im Jüdischen Museum in Berlin, wo sie bis heute durch die Ausstellungen führt. Für sie bot diese Tätigkeit einen willkommenen Einstieg, sich mit dem Judentum nicht nur im Glauben, sondern auch wissenschaftlich zu beschäftigen. „In diesen Jahren wurden mir bestimmt Tausende Fragen zum Judentum gestellt“, erklärt sie. „Und auf alle musste ich eine Antwort finden. Auch für mich.“ Die Entscheidung, diese Leidenschaft für jüdische Kultur und Religion zum Beruf zu machen und beides zu studieren, fiel erst nach dem Ersten Juristischen Staatsexamen. Sie nahm eine Auszeit, reiste durch Asien und Afrika und erkannte, dass sie auf der Suche nach einer intel-

lektuellen Herausforderung war. In Zimbabwe lernte sie dabei ihren Mann kennen, selbst Nachfahre von jüdischen Emigranten, die 1938 aus Köln weggegangen waren. Als sie von der Ausbildung am AGK erfuhr, reifte ihr Entschluss, Rabbinerin werden zu wollen. Dass sie damit als Frau nach wie vor die Ausnahme unter vielen Männern ist, schreckt sie nicht: „Die Leute müssen mit dem Gedanken konfrontiert werden, dann werden sie sich daran gewöhnen. Noch vor zehn Jahren war die Vorstellung einer Bundeskanzlerin außergewöhnlich. Jetzt nicht mehr. Ich hoffe, dass es, was Rabbiner betrifft, genauso wird.“

Wohin es sie als Rabbinerin verschlagen wird, weiß sie noch nicht. Sie kann sich durchaus vorstellen, eine Gemeinde in Berlin zu betreuen. Immerhin ist sie hier zu Hause – und „stärker verwurzelt als die Generationen vor mir“, wie sie selbst sagt. Zugleich zieht es sie aber auch in die Welt hinaus: „Ich würde gern in verschiedenen Ländern arbeiten. Warum nicht auch einmal in den USA?“

Die mit einem Studium an der Universität Potsdam verbundene Ausbildung am AGK hat sie sich bewusst ausgesucht: „Ich will den Menschen mehr als nur Geschichten und Märchen erzählen, sondern mit meinem Wissen helfen können“, sagt sie. In den ersten vier Semestern des fünfjährigen Studiums hat sie die Fächer Religionswissenschaft und Jüdische Studien belegt. Besonders reizvoll daran seien für sie „die vielen Themen und Herangehensweisen“ gewesen, vor allem aber der „Austausch mit Menschen, die sich fürs Judentum interessieren, obwohl sie selbst keine Juden sind“. Ab Herbst 2013 wechselt Jasmin Bruck nun in den neu geschaffenen Studiengang Jüdische Theologie – für ihr ganz persönliches Ziel, Rabbinerin zu werden, ein echter Glücksfall. „Das Studium wird dadurch auf ein viel professionelleres Level gehoben“, ist sie sich sicher. Doch ihr Blick geht darüber hinaus: „Ich kann allenfalls ahnen, welche Bedeutung die Einrichtung der School of Jewish Theology für die europäische Geschichte hat“, so Bruck. „Ich wünsche mir nur, dass es gelingt, an dieser Schule tatsächlich Rabbiner für alle Juden auszubilden.“

Matthias Zimmermann

Kontakt

Universität Potsdam
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Telefon: +49 (0)331 977-1474

E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Foto: Matthias Zimmermann/Universität Potsdam



Gekommen, um zu bleiben

Aus Phoenix an die „School of Jewish Theology“

Es ist ein ungewöhnlicher Lebensweg, den Maximilian Feldhake geht. Seit einem Jahr lebt der junge US-Amerikaner aus Phoenix in Deutschland. Als Au-pair in einer fünfköpfigen Dresdener Familie. Der Umzug nach Potsdam steht kurz bevor, denn im Oktober wird er mit seinem Studium der Jüdischen Theologie in der neu eingerichteten „School of Jewish Theology“ an der Potsdamer Universität beginnen.

„Ich möchte Rabbiner werden“, sagt der 24-Jährige. Parallel zum universitären Studium wird er dafür eine praktische Ausbildung am Abraham Geiger Kolleg absolvieren und zusätzlich ein Jahr in Israel verbringen. Das Besondere daran: Zum Judentum fand Maximilian Feldhake nicht über familiäre Bindungen. „Ich bin der einzige Jude in meiner Familie.“ Für das Judentum hat sich Feldhake bewusst entschieden – im Alter von 17 Jahren.

Und auch die Entscheidung für Deutschland hat Maximilian Feldhake nicht zufällig getroffen: „Das jüdische Leben in Deutschland wächst seit 20 Jahren wieder, und ich möchte daran teilhaben, es mitgestalten“, sagt er. An der Universität Potsdam werde ein ganz besonderer Blick ins Judentum ermöglicht, denn schließlich sei hier mit dem Abraham Geiger Kolleg das erste Rabbinerseminar nach der Schoah eröffnet worden. Die ersten Berührungspunkte mit dem Judentum hatte Feldhake im religiösen Bereich. Dennoch liegen ihm heute nicht nur die religiösen, sondern auch die kulturellen und historischen Aspekte jüdischen Lebens am Herzen. Gerade in Deutschland seien die Spuren jüdischer Kultur und Geschichte noch präsent. „Das Nebeneinander von säkularem und religiösem Judentum war vor dem Krieg gerade in Berlin sehr ausgeprägt“, so Feldhake. Religiöse Praxis in Gemeinden und Synagogen auf der einen Seite, jüdische Musik oder jüdisches Theater auf der anderen – immer noch und wieder zunehmend seien die Einflüsse jüdischen Lebens spürbar.

Neben der theologischen Ausbildung ist Maximilian Feldhake gerade der Dialog zwischen Deutschen und Juden, den verschiedenen Religionen und den säkularen und religiösen Juden und die Suche nach gemeinsamen Schnittpunkten besonders wichtig. Er ist überzeugt: Das Interesse für jüdische Themen ist in Deutschland sehr groß – auch bei Menschen ohne jüdischen Hintergrund.

Die Kippa, die traditionelle jüdische Kopfbedeckung für Männer, trägt Maximilian Feldhake nicht nur beim Gebet oder zu besonderen Anlässen, sondern auch im Alltag. Es ist selbstverständlich für ihn, regelmäßig in die Synagoge zu gehen sowie in der Tora zu lesen und den

Schabbat einzuhalten. Als orthodox bezeichnet er sich selbst nicht. „Religion ist eine sehr persönliche Sache“, sagt er. Jemand anderen zu belehren oder zu überzeugen – das sei nicht seine Aufgabe.

In fünf Jahren wird Maximilian Feldhake seine Ausbildung zum Rabbiner abgeschlossen haben. Was danach kommt? Er weiß es noch nicht genau. Doch eines steht bereits heute fest: „Ich bleibe in Deutschland – auf jeden Fall.“ Als Rabbiner in einer jüdischen Gemeinde zu arbeiten – das könne er sich sehr gut vorstellen. Am liebsten im Osten Deutschlands. Denn: „Die Gemeinden hier brauchen die größte Unterstützung.“

Heike Kampe

Kontakt

Universität Potsdam
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Telefon: +49 (0)331 977-1474

E-Mail: presse@uni-potsdam.de

Foto: Matthias Zimmermann/Universität Potsdam



Zimzum

Auf den Spuren einer kabbalistischen Lehre in der jüdischen und christlichen Geistesgeschichte seit 1570

Der Zimzum ist eine der schillerndsten und berühmtesten Lehren der jüdischen Mystik und Kabbala. Sie erklärt, wie Gott die Welt schuf: aus sich selbst und indem er sich selbst beschränkte und für die Welt Platz machte. Apl. Prof. Dr. Christoph Schulte, Philosophiehistoriker und Judaist an der Universität Potsdam, forscht seit Jahren daran, die Kreise freizulegen, die dieses faszinierende Konzept in mehr als 400 Jahren in der jüdischen und christlichen Geistesgeschichte gezogen hat: von der Philosophie und Theologie bis zu Kunst, Literatur und Popkultur. Hier ein Blick auf den Zimzum mit den Augen des Forschers.

Der hebräische Begriff *Zimzum* bedeutet „Zusammenziehung“, „Kontraktion“, „Rückzug“, „Begrenzung“ und „Konzentration“. In der Kabbala beschreibt er die Selbstzusammenziehung Gottes vor der Erschaffung der Welt und zum Zweck der Weltschöpfung. Geprägt wurde dieser Begriff durch die Lehren des jüdischen Mystikers Isaak Luria (1534–1572), der im späten 16. Jahrhundert in Safed in Galiläa wirkte: Der vor der Weltschöpfung allgegenwärtige Gott, den die Kabbalisten als *Ejn Sof*, als das Unendliche verstehen, muss sich im Zimzum von sich selbst in sich selbst zurückziehen und konzentrieren, um zuallererst für die Erschaffung der Welt in seiner eigenen Mitte Platz zu machen. Dabei schränkt Gott seine unendliche Allmacht so ein, dass überhaupt etwas Endliches wie die Welt entstehen kann. Diese entsteht sonach inmitten des unendlichen Gottes, sie ist von ihm umfassen und doch von ihm verschieden. Ohne Zimzum keine Schöpfung. Das macht den Zimzum zu einem der Grundbegriffe des Judentums.

Die lurianische Lehre vom Zimzum gilt nicht erst seit den epochemachenden Forschungen zur jüdischen Mystik des jüdischen Religionshistorikers Gershom Scholem als ein intellektuelles Prunkstück der Kabbala und jüdischen Philosophie. Zunächst war der Zimzum eine esoterische Lehre unter frommen Kabbalisten, die nur im kleinen Kreis mündlich weitergegeben wurde. Aber schon wenige Jahre nach dem Tod Lurias kursierten handschriftliche Aufzeichnungen dieser Lehre in Palästina und Europa. 1612 schließlich erschienen Beschreibungen und Zeichnungen des Zimzum erstmals im Druck und wurden dadurch zugänglich und bekannt. Neben der mannigfachen Verbreitung der Schriften zum Zimzum in kabbalistischen Zirkeln zunächst Italiens und des Balkans im frühen 17. Jahrhundert, später in Amsterdam, in Mittel- und Osteuropa und in der messianischen Bewegung des Sabbatianismus, wurde der

Zimzum namentlich im Chassidismus des 18. Jahrhunderts nachgerade populär und ist dies bis heute in den verschiedenen, sehr aktiven chassidischen Bewegungen wie z.B. den Lubawitscher Chassidim oder den Bratslawer Chassidim geblieben.

Der Zimzum hat jedoch wie kaum eine zweite kabbalistische Lehre gerade auch christliche Theologen, Philosophen, Dichter und Künstler fasziniert. Seine Spuren finden sich nicht nur in Werken christlicher Kabbalisten wie Knorr von Rosenroth, Henry More, Oetinger oder Molitor, sondern auch bei Philosophen wie Brucker, Jacobi, Hegel, Schelling oder Baader, bei Dichtern wie Goethe und Brentano. Selbst Newton und die frühneuzeitliche englische Philosophin Anne Conway waren mit der Lehre des Zimzum vertraut.

Insofern hatte der Zimzum vom 17. bis zum 20. Jahrhundert eine markante und breite Rezeptionsgeschichte sowohl im Judentum als auch im Christentum. Denn in der Philosophie und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts gewinnt der Zimzum bei so unterschiedlichen Autoren und Künstlern wie Franz Rosenzweig, Else Lasker-Schüler, Isaak Bashevis Singer, Harold Bloom oder Anselm Kiefer ganz neue Bedeutung über die Kabbala hinaus. Für den Philosophen Hans Jonas z.B. bietet der Zimzum eine Erklärungsmöglichkeit, wie Gott die Schoah zulassen konnte: Gott habe sich schon bei der Welterschöpfung von der Welt zurückgezogen und damit dem Menschen und dem Weltgeschehen eine Freiheit gelassen, die auch zu schlimmsten Verbrechen und Katastrophen führen kann. Der nordamerikanisch-jüdische Maler und Bildhauer Barnett Newman wiederum, der durch seine monochromen, abstrakt expressionistischen Bilder berühmt wurde, legte 1963 den Architektur-Entwurf einer Synagoge vor, in dem die Synagoge derjenige leere Ort in der Welt ist, aus dem Gott sich – wie im Zimzum – einerseits zurückgezogen hat, damit andererseits im Gottesdienst sich göttliche Präsenz und *Schechina* („Einwohnung“) ereignen kann, wenn der Gläubige betend und singend vor Gott steht. Die vorgängige Abwesenheit Gottes durch Zimzum ermöglicht allererst seine immer erneute Offenbarung und Präsenz im Gottesdienst. So wurde der Zimzum zu einer bekannten Denkfigur moderner Literatur und Kunst. Selbst der Popstar Madonna ist Anhängerin einer popularisierten Version der lurianischen Kabbala, die Zimzum und Big Bang als Weltursprung zusammenwirft.

Das Forschungsprojekt, aus dem bereits 1994 erste Publikationen hervorgingen und das 2013 abgeschlossen wurde, folgt den Spuren des Zimzum in allen Quellen quer durch die jüdische und christliche Geistesgeschichte Europas und Nordamerikas in mehr als vier Jahrhunderten. Es zeigt den Zimzum als Faszinosum für Juden und Christen in gleicher Weise, als die Idee eines Rückzugs, aus dem etwas Neues entsteht. Der Zimzum ist ein Gedanke, in dessen Wirkungsgeschichte sich – teils rational, teils assoziativ und symbolisch – Theosophie und Philo-

sophie, Göttliches und Menschliches, Jüdisches und Christliches, Mystik und Literatur, Kabala und Musik, Psychotherapie und Kunst in den Deutungen und Aneignungen jener faszinierenden Lehre von der Selbstverschränkung Gottes begegnen, mischen und befruchten. Das 20. Jahrhundert schließlich erkennt in der Idee der Selbstbegrenzung einerseits eine radikale Gottverlassenheit der modernen Welt, andererseits – in der Übertragung des Zimzum auf den Menschen und sein Verhalten – sehen Rabbiner und christliche Theologen, Psychotherapeuten und Unternehmer in der Zurückhaltung und Selbstbeschränkung des Menschen ein unverzichtbares Moment auch menschlicher Kreativität, innerer Freiheit und Gelassenheit, von friedlicher Koexistenz, Ökologie und gutem Management.

Christoph Schulte

Die Ergebnisse seiner Forschung hat Christoph Schulte in dem Buch „Zimzum. Gott und Weltursprung“ zusammengefasst, das im Frühjahr 2014 erscheint.

Kontakt

apl. Prof. Dr. Christoph Schulte
Universität Potsdam
Institut für Jüdische Studien & Institut für Philosophie
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

E-Mail: schulte@uni-potsdam.de

Foto: Karla Fritze/Universität Potsdam



„... und da bin ich aufs Land geraten“

Verbindungen deutscher Landjuden aus dem Exil in die „alte Heimat“

– ein bislang unbeachtetes Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte

Die Dekade ab 1933 gehört zu den dunkelsten Abschnitten deutscher Geschichte: Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden Nachbarn zu Ausgestoßenen erklärt, Freunde zu Feinden, Juden zu Menschen zweiter Klasse. Bis 1938 flohen viele der in Deutschland lebenden Juden, oft unter Aufgabe nahezu all ihrer Habe, aus ihrer Heimat. Wer konnte, baute sich anderswo eine neue Existenz auf. Die wenigsten warfen einen Blick zurück in das Land, wo sie Demütigung, Verfolgung und nicht selten Gewalt erfahren hatten. Doch nicht alle vollzogen einen derart radikalen Schnitt. Zahlreiche, gerade aus ländlichen Regionen stammende Juden ließen den Kontakt nach Deutschland nie abreißen. Die Sozial- und Kulturhistorikerin Stefanie Fischer erforscht, auf welche Weise deutsche Landjuden am Ort ihrer Zuflucht Verbindungen in ihre alte Heimat hielten – und warum.

Anfang der 1930er Jahre lebte rund ein Drittel der Juden in Deutschland in eher ländlichen Gemeinden. Ihr Schicksal, vor und nach 1933, spielte jedoch in der Geschichtsforschung bislang kaum eine Rolle. Auch Stefanie Fischer stieß eher zufällig auf ihren Untersuchungsgegenstand: „Die Forschung zum deutschen Judentum im 20. Jahrhundert ist geprägt vom Bild der assimilierten Großstadtjuden, Dichter und Denker, nicht mehr religiös praktizierend“, so die Historikerin. „Das erschien mir abgeforscht – und auch klischeebehaftet.“ Bei der Recherche für ihre Dissertation habe sie deshalb abseits bekannter Pfade geschaut: „Und dabei bin ich dann aufs Land geraten.“

Selbst aus Mittelfranken stammend, untersuchte sie in ihrer Doktorarbeit das Verhältnis zwischen mittelfränkischen jüdischen Viehhändlern und ihren nichtjüdischen Mitmenschen – vor und nach 1933. Im Archiv fand sie überraschende Quellen: Während die judenfeindliche Politik der Nationalsozialisten in der Stadt wie auf dem Land rasch Anhänger, Mitläufer und Profiteure fand, regte sich im Bereich des Wirtschaftens durchaus auch unerwarteter Widerstand. „Plötzlich beschwerten sich Bauern per Brief bei der NSDAP: ‚Nehmt uns unsere Viehjuden nicht weg!‘“, so Fischer. Was sie in ihrer Dissertation dann rekonstruierte, war nichts weniger als eine „Vertrauens- und Gewaltgeschichte“, die miteinander verwoben war.

Zu ihrer eigenen Überraschung stellte Stefanie Fischer fest, dass viele der jüdischen Viehhändler, aber auch andere Landjuden, die „Vertrauensgeschichte“ selbst dann noch fortschrieben, als sie schon längst vor der Verfolgung ins Ausland geflohen waren: „Es ist erstaunlich“,

sagt die Historikerin, „viele der jüdischen Vertriebenen und Überlebenden hielten die Beziehungen in ihre Heimatgemeinden auch nach ihrer Flucht aufrecht – und das, obwohl sie dort nicht selten traumatische Erfahrungen gemacht hatten.“ Selbst nach 1945 wurden Briefkontakte gepflegt; manche besuchten gar die Orte ihrer deutschen Vergangenheit. Umgekehrt blieben viele ins Exil gegangene Juden gewissermaßen Teil der dörflichen Gemeinschaft, dort war ihr Schicksal und Weiterleben sogar Jahre nach der Vertreibung oft bekannt und auch präsent. Es sind diese nahezu unbeachtet gebliebenen deutsch-jüdischen Beziehungen nach 1933, die Stefanie Fischer nun in ihrem Anschlussprojekt erforscht. „Was ich versuche herauszufinden, ist: Wie wurden diese Rückbeziehungen gepflegt? Wie lange hielten sie? Und: Was erlebten jene Exilanten, die für einen Besuch zurückkamen, in ihrer alten Heimat?“

Die Ergebnisse dieses Projekts werden, da ist sich Stefanie Fischer sicher, das Bild der deutschen Juden um eine bislang unbekannte Seite ergänzen. Immerhin führt ihre Forschung sie weg von der üblichen deutschen Holocaustforschung und tief hinein in die jüdische Alltagsgeschichte. „Ich forsche ja über eine Gruppe, die keine Stimme hatte. Es waren keine Intellektuellen, die sich schreibend reproduzierten“, erklärt Fischer. Das macht nicht zuletzt die Suche nach aussagekräftigen Quellen zu einer mühevollen Puzzlearbeit. Eine Arbeit, die gleichwohl nicht aussichtslos ist, wenn man weiß, wo man beginnen muss: So wertet Stefanie Fischer in einem ersten Schritt Hunderte Akten aus den Wiedergutmachungsprozessen nach 1945 aus. Für die Fragebögen, die vom NS-Regime Verfolgte für einen Entschädigungsantrag ausfüllen mussten, wurden viele Daten abgefragt, mit denen sich die Geschichte der Betroffenen rekonstruieren lässt, sogar wenn sie selbst diese nie aufgeschrieben haben. Und die Akten verraten noch mehr: „Oft finden sich darin Informationen über Kinder, Nachbarn, Freunde – aber auch Briefe oder Berichte von Besuchen in der einstigen Heimat“, erklärt Fischer. „Daraus ergibt sich dann ein erstes Bild dieser Rückbeziehungen – und eine Vielzahl von weiteren Fragen und Spuren.“

Mehrere Hundert Akten vor allem aus den deutschen Gebieten mit einem hohen Anteil an Landjuden, wie Franken, Hessen und Baden, will sie sichten, um einen ansatzweise repräsentativen Querschnitt zu erhalten. Anschließend erst wird sie den Spuren der Einzelschicksale nachgehen, etwa in Stadt- und Gemeindearchiven, wo sich häufig Zeugnisse der Kontakte oder sogar der Besuche der von weither anreisenden Exiljuden finden lassen. „Natürlich muss man bei dieser Suche einen langen Atem haben“, räumt Fischer ein, „aber vielerorts taucht dann ein Ordner auf – mit Briefen der Exilanten etwa an den Bürgermeister oder mit Zeitungsberichten von Besuchen, die stets für viel Aufregung gesorgt haben.“

Einen Einblick in die persönlichen Beweggründe der Exiljuden, Verbindungen in die alte Heimat zu halten, erhofft sich Stefanie Fischer zudem von Gesprächen mit Kindern und Enkelkindern der einst aus Deutschland Geflohenen. Die Wege vieler führten nach Argentinien, in die USA oder nach Israel. Bei ersten Gesprächen ist sie indes auf einen ebenso faszinierenden wie erschwerenden Umstand gestoßen: So wichtig es den Exiljuden gewesen sein mag, die Beziehungen nach Deutschland nicht enden zu lassen, so sehr war das Thema innerhalb ihrer Familien ein Tabu. Dennoch führen die Gespräche mit den Nachfahren der Exiljuden häufig zu wichtigen Funden in alten Familienarchiven. Und zu weiteren Interviewpartnern anderer Auswandererfamilien. „Das funktioniert wie das Schneeballprinzip“, sagt Fischer. „Und zugleich fördert es weitere spannende Zusammenhänge zutage. So zeigt sich, dass es viele der jüdischen Viehhändler aus Süddeutschland an die Ostküste der USA verschlug. Mich interessiert nun, ob sie sich dort auch in jenen regionalen Netzwerken zusammentaten, in denen sie schon in Deutschland verbunden gewesen waren.“

Dass dieses scheinbar so abseitige Thema keineswegs nur eine Fußnote der Geschichtsforschung bildet, zeigt die Würdigung, die Stefanie Fischer schon für ihre Doktorarbeit erfahren hat: in Form des „Fraenkel-Prize in Contemporary History“ 2012 der Wiener Library in London, einen der renommiertesten Preise für Zeithistoriker. Bestätigung findet sie aber auch, wenn sie eine der zahlreicher werdenden Vortragsreisen unternimmt, zu denen sie eingeladen wird: „Ich halte Vorträge in wissenschaftlichen Kolloquien an der Universität und bei historischen Stammtischen in ländlichen Wirtshäusern gleichermaßen“, sagt Fischer, „und es kann schon einmal sein, dass dort ein Dorflehrer, ein Apotheker, ein paar Bauern zusammen mit Leuten von der Universität sitzen.“ Mittlerweile forscht sie als Vertreterin der Universität Potsdam im Zentrum für jüdische Studien Berlin-Brandenburg. Und reist in den nächsten vier Jahren sowohl durch die deutsche Provinz als auch die „weite Welt“ – auf den Spuren, die „Landjuden“ im Exil durch ihre Beziehungen in die „alte Heimat“ hinterlassen haben.

Matthias Zimmermann

Kontakt

Dr. Stefanie Fischer
Universität Potsdam
Historisches Institut
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)30 2093-66322

E-Mail: st.fischer@zentrum-juedische-studien.de

Foto: Thomas Roese/Universität Potsdam



Eine jüdische Bibel „im Geiste der deutschen Sprache“

Die Tora in der Übersetzung Ludwig Philipppsons

1839 machte sich der junge jüdische Gelehrte Ludwig Philipppson an ein gewaltiges Projekt: Er stellte sich die Aufgabe, eine Neuübersetzung des hebräischen Originaltextes der Tora ins Deutsche anzufertigen – und eine Israelitische Bibel für Juden herauszugeben. Explizit für den vielfältigen Gebrauch im Alltag gedacht, wurde das Vorhaben zu einem enormen Erfolg: Die Bibel wurde bis 1913 in zahlreichen Ausgaben und in etlichen Auflagen insgesamt wohl hunderttausendfach verlegt. Doch im Laufe des 20. Jahrhunderts gerieten der Text und sein Übersetzer in Vergessenheit. Das könnte sich nun, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, wieder ändern. Im Herbst 2014 soll Philipppsons Tora (Die Fünf Bücher Mose) wieder erscheinen – neu ediert, behutsam korrigiert und bearbeitet, aber ganz im Geiste ihres Urhebers. Von der Geschichte, dem Reiz und den Tücken des Projekts berichten zwei, die an der Bearbeitung des Textes beteiligt sind – Prof. Dr. Rüdiger Liwak als Mitherausgeber und Daniel Vorpahl als wissenschaftlichem Mitarbeiter.

Keine Frage, es gebe derzeit gute Fassungen der Bibel für Juden, erklärt Prof. Dr. Rüdiger Liwak, neben Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka vom Abraham Geiger Kolleg und Prof. Dr. Hanna Liss von der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg einer der drei Herausgeber der Neu-Edition des Textes. Dennoch könne Philipppsons Übersetzung heute noch einen Platz neben den anderen beanspruchen: „Seine große Leistung besteht darin, dem originalen hebräischen Bibeltext treu geblieben zu sein und trotzdem der deutschen Sprache in ihrer Vielfalt angemessenen Ausdruck verliehen zu haben“, so Liwak.

Ludwig Philipppson war gerade einmal 28 Jahre alt, als er mit der Übersetzung der Bibel begann. Er muss gewusst haben, dass ihn die Mammutaufgabe, eine deutsche Fassung der Bibel explizit für Juden herauszubringen, sein Leben lang begleiten würde. Doch das dürfte ihn eher gefreut als geschreckt haben. Der gebürtige Dessauer war ein Tausendsassa, dessen Wirken das jüdische Leben in Deutschland maßgeblich beeinflusste. Der Vater des 1811 Geborenen war Lehrer und Gründer einer hebräischen Druckerei. Die Wissbegier und die Leidenschaft für Texte dürfte er seinem Sohn weitergegeben haben, auch wenn er verstarb, als dieser erst zwei Jahre alt war. Ludwig Philipppson begann schon als Vierjähriger die Schule zu besuchen, wo er mit großer Begeisterung Hebräisch lernte. Im Alter von 15 Jahren wurde Ludwig als erster Jude überhaupt an das bedeutende Gymnasium der Großen Franckeschen Stiftung in Halle aufgenommen. Später studierte er in Halle und Berlin klassische Philologie. Obwohl er

mit 21 promoviert war, blieben ihm als Juden die Pforten der akademischen Welt verschlossen. Seinem publizistischen Eifer tat dies keinen Abbruch. Bereits als 16-Jähriger hatte er seine erste Schrift, eine Übersetzung eines Teils des Zwölfprophetenbuches, veröffentlicht – unter dem Namen seines Bruders. Mit nur 26 Jahren begründete Philippson 1837 die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ (AZJ), die er nicht nur – als Autor, Verleger und Vertriebsleiter – vollständig in eigener Regie aufbaute. Er redigierte die Zeitung auch bis zu seinem Tod 1889 allein. Dabei war der Titel der Publikation stets Programm: Sein Ziel war es, eine Zeitung für alle Juden zu machen, allerorten und für reformierte wie orthodoxe gleichermaßen. Als Streiter für die Gleichstellung von – allen – Juden war Philippson zudem immer wieder auch politisch aktiv.

Ludwig Philippsons rhetorisches Talent war indes schon früher aufgefallen. 22-jährig übernahm er 1833 die Aufgaben des Predigers in der jüdischen Gemeinde in Magdeburg, im Jahr darauf auch als staatlich geprüfter „geistlicher Lehrer“ und 1839 offiziell als ausgebildeter Rabbiner. Seine angegriffene Gesundheit zwang ihn indes 1861, das Amt niederzulegen. Seiner publizistischen Tätigkeit aber blieb Philippson bis zu seinem Lebensende treu, darunter seinem Lebenswerk: der Bibelübersetzung.

„Sein Antrieb, die Bibel für Juden neu zu übersetzen, hatte im Wesentlichen zwei Ursachen“, erklärt Liwak. „Zum einen gab es damals schlicht keine brauchbare jüdische Bibel auf Deutsch. In den meisten deutsch-jüdischen Haushalten nutzte man eine christliche Lutherbibel. Darin sind natürlich viele Texte des Alten Testaments so übersetzt, dass sie auf das Neue Testament hindeuten“, so Liwak. „Da hat Philippson gesagt: ‚Wir brauchen eine eigene Übersetzung der hebräischen Texte!‘“ Vor allem aber hielt Philippson die Übersetzung Luthers für sprachlich nicht gelungen. In seiner „AZJ“ kritisierte er diese als „einseitig, monoton und prosaisch, wo das Original viel- und tiefsinnig und voll Schwunges, voll Zartheit und Erhabenheit, voll Abwechslung und Biegsamkeit ist“. Von dem Wunsch getrieben, diesem Original auch „im Geiste der deutschen Sprache“ zu einem gelungenen Ausdruck zu verhelfen, blieb ihm nur, eine eigene Übersetzung zu beginnen. Ab 1839 erschien Philippsons *Israelitische Bibel* zunächst in 96 Einzellieferungen. Erst danach folgte eine Gesamtausgabe – in drei Bänden, zweisprachig hebräisch-deutsch und mit Kommentaren versehen, aber auch mit 500 Holz- und Stahlstichen. Es ging darum, die Texte nicht nur in ein lesbares Deutsch zu übersetzen, sondern auch durch Kommentare zu erklären und mithilfe von Illustrationen verständlich zu machen. Schon die durchaus ungewöhnliche – didaktische – Form ließ die Intention Philippsons erkennen, seine *Israelitische Bibel* zu einer „Bibel für jedermann“ zu machen. Mit Erfolg. Bereits die erste Gesamtausgabe soll bis 1866 über 100.000 Mal gedruckt worden

sein. Philipppsons Anspruch, die Bibel für den Alltag im Schul-, Synagogen- und Hausgebrauch aufzubereiten, bescherte seinem Text zahlreiche Auflagen in unterschiedlicher Ausstattung bis ins 20. Jahrhundert hinein, darunter auch eine unkommentierte, nicht bebilderte „Volksausgabe“. 1874 erschien sogar eine „Prachtausgabe“ mit 154 Illustrationen von Gustave Doré.

Kommentar, Illustration, Zweisprachigkeit – für Daniel Vorpahl, der derzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Neu-Edition des Textes arbeitet, liegt das Erfolgsgeheimnis von Philipppsons Bibel allerdings in der Übersetzung selbst: „Er hat einen Text geschaffen, der dem hebräischen Original sehr nahe ist und zugleich den Reichtum der deutschen Sprache ausschöpft“, so Vorpahl. „Bei einer Übersetzung steht man häufig vor der Entscheidung, eher dem Inhalt des Ausgangstextes oder eher der Ästhetik der Zielsprache zu entsprechen. Philipppson hat sehr oft die perfekte Symbiose geschaffen.“

Und Daniel Vorpahl sollte es wissen. Gemeinsam mit Susanne Gräbner geht er derzeit die Übersetzung Ludwig Philipppsons durch, Zeile für Zeile. Die Neuausgabe wird neben der Tora, den ersten fünf Büchern der hebräischen Bibel, auch die sogenannten Haftarot, die Prophetenlesungen, enthalten. 140 Verse muss jeder von ihnen pro Woche durchsehen, damit der Text wie geplant im Frühjahr fertiggestellt werden kann. Ihre Bearbeitung bildet die Grundlage der Edition, die dem heutigen Sprachempfinden angepasst werden soll. Zugleich soll der einmalige Ausdruck des Übersetzers erhalten bleiben. Daher gilt: „So viel Philipppson wie möglich, so wenig Revision wie nötig“, erklärt Vorpahl die Maxime ihrer Arbeit. Zeichensetzung und Orthografie werden so „behutsam wie möglich“ angeglichen, außerdem müssen für Begriffe, die heute gänzlich unverständlich sind, Alternativen gefunden werden. „Manchmal entdecken wir auch Fehler. Philipppson hat auch schon mal einen halben Vers vergessen“, so Vorpahl. „Aber das ist ganz selten. Da muss er wohl sehr müde gewesen sein.“ Ihr Vorgehen steht übrigens durchaus in Einklang mit Philipppsons eigenem Verständnis seiner Arbeit: Er selbst hat seine eigene Übersetzung in den 1860er Jahren abermals überarbeitet.

Gemeinsam mit den Herausgebern besprechen Vorpahl und Gräbner die Textabschnitte, entscheiden, auf welchem Weg Philipppsons Text am besten einer Leserschaft im 21. Jahrhundert nahegebracht werden kann. Eine Entscheidung, die selten ohne Diskussionen abgeht, wie Liwak und Vorpahl bestätigen. Doch es ist ein Prozess, der sich lohnt. Während die Kommentare und Illustrationen in der Neuausgabe fehlen – zu sehr gehören sie in die Zeit ihrer Entstehung –, besteht der Wert des Textes gerade darin, dass er eben „nicht radikal modernisiert werden soll“, wie Liwak sagt. Eine Einordnung in die heutige Welt des jüdischen Glaubens erhält der Text stattdessen durch neu hinzukommende Einleitungen, die von namhaften Rab-

binern und Bibelwissenschaftlern beige-steuert werden. Die Erwartungen an das Werk sind durchaus hoch, wie Rüdiger Liwak zugibt: „Es gibt durchaus Stimmen, die sagen, die Philippon-Bibel könnte DIE Bibel in deutsch-jüdischen Kreisen werden!“ Daniel Vorpahl ist sich sicher, dass der Text auch heute viele Leser finden wird: „Ob Philippons Übersetzung nun besser ist als andere, lässt sich schwer bestimmen. Das ist wohl Geschmackssache“, sagt er und schließt ein Lob an, das Ludwig Philippon sicher gern gehört hätte: „Wir finden sie auf jeden Fall harmonischer, fließender, ja schöner als alle anderen.“

Matthias Zimmermann

Kontakt

Daniel Vorpahl, M.A.
Universität Potsdam
School of Jewish Theology
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977-1191
E-Mail: vorpahl@uni-potsdam.de

Foto: Matthias Zimmermann/Universität Potsdam



Kontakt

Prof. Dr. Rüdiger Liwak
Universität Potsdam
School of Jewish Theology
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)30 8028715
E-Mail: ruediger.liwak@t-online.de

Foto: Matthias Zimmermann/Universität Potsdam



Geschichtlicher Abriss zur Entstehung der „School of Jewish Theology“ in Potsdam

1830 – Abraham Geiger fordert eine eigene jüdische Fakultät an deutschen Hochschulen und damit die Gleichstellung der Ausbildung von Rabbinern und christlichen Geistlichen.

1999 – Das Abraham Geiger Kolleg wird in Berlin gegründet. Es ermöglicht die praktische und theoretische Ausbildung von Rabbinern und Kantoren.

2001 – Das Abraham Geiger Kolleg wird An-Institut der Universität Potsdam.

2007 – An der Universität Potsdam wird das Institut für Jüdische Studien gegründet, in dem Studierende jüdische Geschichte, Kultur und Religion kennenlernen. In Kooperation mit dem Abraham Geiger Kolleg werden auch Rabbiner und Kantoren wissenschaftlich ausgebildet.

2010 – Der Wissenschaftsrat empfiehlt, neben den christlichen auch nichtchristliche Theologien im deutschen Hochschulsystem zu institutionalisieren.

21. März 2013 – Der Brandenburgische Landtag beschließt das Zweite Änderungsgesetz zum Brandenburgischen Hochschulgesetz und macht damit den Weg frei für die Beteiligung von Religionsgemeinschaften an der Einrichtung theologischer Studiengänge.

05. Juni 2013 – Die Universität Potsdam unterzeichnet eine Kooperationsvereinbarung mit der Union der Progressiven Juden in Deutschland e.V. und dem Masorti Deutschland e.V. und schafft damit die Voraussetzungen für die Eröffnung konfessionsgebundener Studiengänge in der Jüdischen Theologie.

19. November 2013 – Mit einem Festakt wird die „School of Jewish Theology“ offiziell eröffnet. Die ersten Studierenden starten im Wintersemester 2013/14 mit ihrer Ausbildung.

Kontakt

Universität Potsdam

School of Jewish Theology
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: 0331/ 977-1191

Fax: 0331/ 977-1193

E-Mail: znowak@uni-potsdam.de

<http://www.uni-potsdam.de/juedtheologie/index.html>